

Warum ich Priester und Missionar werden wollte?

Von Pater Eduard Prawdzik SVD



Monika und ich 2022

Die Geschichte meiner Berufung beginnt beim Kühe hüten. Unsere Eltern besaßen einen ansehnlichen Hof von fast 50 Hektar; dementsprechend groß war die Zahl an aller Art von Vieh. Schon mit 7 Jahren durfte ich Kühe auf der Weide hüten. So stand ich an einem lichtvollen Sommernachmittag auf der Weide und schaute sinnend über die Herde hinweg. Da erinnerte ich mich an das, was der Lehrer uns am Vormittag in der Schule erklärt hatte. „Kinder“, sagte er, „unsere Erde ist eine Kugel. Gehen wir immer dem Sonnenaufgang entgegen, gelangen wir einmal nach Amerika; gehen wir aber immer nach Westen dem Sonnenuntergang zu, kommen wir auch

nach Amerika, denn die Erde ist rund.“ In diesem Moment erkannte ich: „Wenn das so ist, dann ist unsere Welt klein und wenn ich einmal einen Beruf ergreife, dann aber einen der über diese kleine Welt hinausgreift. Ich will mich **mit dieser Erde nicht zufriedengeben.**“ Dieses sogenannte „Aha-Erlebnis“ habe ich nie vergessen. – Am späten Nachmittag eilte dann meine ältere Schwester Monika durch das ganze Dorf zu unserer Schule, stellte sich breitbeinig auf den Sportplatz und rief mit lauter Stimme über die Felder: „Eduard, nach Hause kommen!“

Nach 6 Monaten verunglückte unser Vater tödlich mit einer Pferdekutsche. Wir alle: die Mutter, wir Kinder und unsere Angestellten weinten bitterlich. Zwei Worte lernte ich dann bald: Vormund und Erbhofbauer. Als ältester Sohn fiel mir die ganze Erbschaft zu. Der Hof wurde auf meinen Namen überschrieben. Meine Mutter wurde der Vormund.

Nach einem weiteren halben Jahr, am 1. August 1944 war die Ostfront schon so nahe herangerückt, dass die Russen uns beschossen haben. Wir mussten evakuieren. Mit zwei langen Leiterwagen, beladen mit viel Hab und Gut, zwei Pferde vorne und zwei Pferde zur Reserve hinten, zogen wir im Treck aus dem Dorf und mussten zusehen, wie die Russen unsere Flugzeuge abschossen. Unser Ziel war die Heimat unserer Mutter im Ermland, im Zentrum von Ostpreußen. Für die etwa 200 Kilometer brauchten wir mehrere Wochen. – Schön war die Heimat unserer Mutter; ein Bauernhof an einem malerischen See gelegen, etwas entfernt vom Dorf aber doch an der Verbindungsstraße. Die nächsten Monate entwickelte ich mich ganz normal. Stolz durfte ich mit dem Onkel im Vierergespann schwierige Felder pflügen. Und viel Schönes könnte ich noch erzählen über die ersten 3 Monate dort.

In der Adventszeit wurde es auffallend ruhig um uns herum. Kaum Verkehr auf der Straße. Im Dorf entdeckte ich eine Reihe von leichten Panzerwagen und die brannten alle aus. Mit dem letzten Benzin hatten die Soldaten ihre Fahrzeuge in Brand gesetzt – Eine der letzten Fremden, die unseren Hof besuchten, waren zwei Soldaten in langen, schwarzen Mänteln. (Das waren also Mitglieder der Waffen-SS) Sie sprachen mit uns: „Wenn die Russen kommen, bleibt nicht hier auf dem einsamen Hof. Gerade an solchen Stellen bringen die Sowjets alle um. Geht ins Dorf,

versammelt euch in einem armen Haus, spielt euch als Proletarier auf. – Am 24. Januar nachmittags taten wir das und suchten Zuflucht in einem kleineren Hof am Rande des Dorfes. Als die Russen ins Haus kamen, erlebten wir die Hölle. Wir Kinder, eng beieinander in einem Zimmer versammelt, hörten bald die entsetzlichen Schreie der Frauen und Mädchen. Mit blutüberströmten Beinen kehrte Tante Mariechen zu uns zurück. Mitten in der Nacht wurden die Besitzer des Hauses, ein älteres Ehepaar aus dem Zimmer gezerrt und wir hörten bald die Todesschüsse. – Als die Sowjet-Soldaten genug gegessen und getrunken hatten, kam ein Soldat in unseren Raum, ging geradewegs auf mich zu, packte mich an der Gurgel, würgte mich, hielt mir die Pistole an die Stirn und zischte auf Russisch: „Du bist auch ein Hitler-Junge“. Nur auf den Aufschrei der Mutter, der Geschwister und aller im Raum ließ er von mir ab. Klar, dieses traumatische Erlebnis hat mir schwer zu schaffen gemacht. Lange konnte ich nicht ruhig schlafen, schlug während der Nacht regelmäßig um mich, knirschte mit den Zähnen und litt beständig unter Alpträumen. Diese Todesgefahr hat mich im Tiefsten erschüttert und mir immer wieder die Frage aufgedrängt „**Was ist der Sinn des Lebens?**“ In der Tiefe der Seele reifte ich meiner Berufung entgegen. – Wer hat uns Kriegskindern geholfen? Im Wesentlichen nur die gute Mutter und das Gebet.

Nach eineinhalb Tagen der Hölle wurden wir auf erstaunliche Weise von der Wehrmacht zurückerobert. Unsere Freude war überwältigend. Bei -25 Grad und reichlich Schnee zogen wir wie ein Leichenzug aus dem Dorf in die Richtung, aus der die Soldaten gekommen waren. Zu Fuß, auf Pferdeschlitten, auf Pferdewagen oder auf der Ladefläche eines Soldatenautos schlugen wir uns die nächsten Wochen bis zum Frischen Haff durch. In der Nacht gelangten wir über das Eis nach Pillau, erreichten dort einen Kreuzer, der uns nach Gotenhafen brachte. In diesen langen Wochen fragte ich immer wieder meine Mutter „Warum denn dies, warum denn das, warum hängt denn die Frau da am Baum?“ Oft antwortete die Mutter „Eduard du fragst so viel!“ Ein anderes Mal: „Du fragst mir noch ein Loch in den Bauch.“ Als wir 10.000 Flüchtlinge und 2.000 Verwundete ganz aneinander gepresst auf den Gängen der „Hamburg“ standen und wir während der Nacht hörten, dass ein großes Schiff vor uns untergegangen war, da sagte unsere Mutter zu uns Kindern: „Bleiben wir alle ganz dicht beieinander und wenn auch dieses Schiff untergeht, dann springen wir alle zusammen in die Fluten.“ Da seufzte ich jämmerlich auf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und stöhnte: „Mutti, warum sind denn die Menschen sooo schlecht zueinander?“ Die Antwort der Mutter war prompt: „An all diesem Elend **ist die Sünde schuld!**“ Diese Erklärung traf mich tief ins Herz. Die Sünde,...mir wurde klar, ich muss einen Beruf ergreifen, der **die Sünde bekämpft**. So wusste ich schon klarer, was ich werden wollte.

Gott Dank, unser großes Schiff erreichte die Insel Rügen und im Viehwagen der Reichsbahn beständig unter Beschuss von Tieffliegern erreichten wir endlich Aarhus in Dänemark. In einem Barackenlager in mehrstöckigen Holzbetten fanden wir etwas Ruhe. Hier wurde wenigstens nicht gekämpft und bombardiert – Bald suchten wir nach etwas Katholischem. Wir fanden kath. Ordensfrauen in einem Krankenhaus und baten inständig bald zur ersten heiligen Kommunion zugelassen zu werden. Wir fürchteten mit Recht die Russen würden auch Dänemark besetzen und uns zurück nach dem Osten verschleppen. Die Nonnen hatten mit uns Erbarmen, mobilisierten einen kath. Priester, einen Marineoffizier und nach wenigen Tagen „feierten“ wir die

erste heilige Kommunion. Werner, mein jüngerer Bruder, fünf weitere Kinder und ich erlebten diesen Tag unter sehr bescheidenen Verhältnissen. Durch die **heilige Kommunion gestärkt** schauten wir in die Zukunft mit mehr Vertrauen. Dieses Ereignis hat bei meiner **Berufswahl** auch mitgespielt – Nach 10 Tagen starb unser Bruder Johannes mit zweieinhalb Jahren. 8.000 Kleinkinder der Flüchtlinge starben in Dänemark in den ersten Wochen.

Wo immer wir dann die nächsten zweieinhalb Jahre untergebracht waren, suchten wir die Gemeinschaft der Glaubenden. Unsere Mutter und die zwei älteren Schwestern engagierten sich in der Gemeinde. Werner und ich ministrierten beim Gottesdienst. Im März 1947 boten drei Priester uns die Gelegenheit an einer Volksmission teilzunehmen. Besondere Gottesdienste wurden gefeiert und hervorragende Predigten gehalten. An eine dieser Predigten erinnere ich mich sehr lebhaft. Wir Jungens standen dicht gedrängt vorne um die niedrige Kanzel, auf der ein Ordensmann mit viel Elan predigte. Unter anderem rief er aus „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, **aber seine Seele dabei verliert?**“ Dieses Wort aus Lk 9,28 traf mich in der Tiefe der Seele. Ein weiterer Schritt auf dem Weg der Berufung.

Bald folgte der nächste Schritt. Unser Lager Grove beherbergte 10.000 Flüchtlinge. Als in unserer Baracke eine ansteckende Krankheit ausbrach, wurde die Baracke isoliert durch einen Stacheldrahtzaun. Vor dieser Beschränkung besorgte ich mir in der Bibliothek christliche Jugendbücher. Die Reihe „Aus fernen Landen“ hatte es mir angetan. In dieser Reihe war das Leben derer beschrieben, die aus Liebe zu Gott in fernen Ländern viel Gutes taten. Diese Frauen und Männer begeisterten mich. Ich war von ihnen ergriffen. Als die Quarantäne vorüber war, wurde es mir klar, was ich einmal werden wollte: **Priester und Missionar**, denn sie besiegten das Böse durch das Gute, den Krieg durch die Liebe.

Nach zweieinhalb Jahren Lagerleben in Dänemark gab es die Möglichkeit sich nach Deutschland zurückzumelden. Unsere Mutter wollte unbedingt in die alte Heimat zurück, denn alle ihre Geschwister waren von der Front überrollt worden und im Osten geblieben. Wir Kinder aber protestierten und sagten immer wieder: „Mutti, wir gehen nicht zu den Polen. Sie werden uns nicht gut behandeln.“ „Wohin sollen wir denn gehen? Wir haben doch keine Verwandten im Westen.“ War die Antwort der Mutter. Darauf wir: „Du hast uns doch immer wieder geraten auf Gott zu vertrauen; tun wir das und melden wir uns in eine katholische Gegend, aber in Westdeutschland.“ - Am 10. August 1947, 3.00 Uhr in der Frühe konnten wir uns auf den Weg machen. Nach 11 Tagen Zugfahrt und verschiedenen Lagern wurden wir in ein Dorf im Schwabenland eingewiesen. Zunächst landeten wir, wie alle Vertriebenen in diesem Ort im katholischen Schwesternhaus. Weil wir fünf Personen in der Familie waren, wollte uns niemand aufnehmen. Wir waren sehr enttäuscht und beteten kräftig. Endlich kam Hilfe, aber die Familie wurde geteilt. Die zwei Mädels kamen bei einem Bauer unter, die Mutter und wir zwei Jungens in einem anderen Gehöft; dazwischen lag die Dorfkirche.

Nach wenigen Tagen stellten wir fünf uns beim Dorfpfarrer vor. Wir erzählten ihm unter anderem auch, was wir alles verloren hatten an irdischem Besitz; aber an der Miene des Pfarrers konnte ich sehen, er hat uns nicht recht getraut. „Ach diese

Flüchtlinge erzählen alle von großen Verlusten.“ Dann stellten wir Jungens uns als Ministranten vor. Was? Dann sagt mal ein paar lateinische Gebete auf! Wir beide legten los. Der Pfarrer machte große Augen und meinte: „Dann könnt ihr ja auch ministrieren.“ So taten wir es, zusammen mit den Einheimischen, deren Mundart wir überhaupt nicht verstanden.

Priester und Missionar wollte ich werden. Und dieses Anliegen trug ich immer wieder in der Kirche Jesus vor. Meine Gebete würzte ich mit persönlichen Opfern. Ich erzählte auch anderen von meinem Vorhaben. So kam es, dass an einem Nachmittag beim Zeichen Unterricht der Lehrer sich neben mich in die Bank setzte und fragte: „Eduard, was willst du werden?“ So erzählte ich ihm alles. „Da musst du ja zum Gymnasium gehen, am besten in ein Internat. Mein Sohn ist schon in einem katholischen Internat. Wir könnten dich dort anmelden.“ Ich eilte zur Mutter und erzählte ihr alles. „Junge, wie soll das möglich sein? Wir haben doch kein Geld!“ „Ja, aber die Luzie und die Monika gehen doch jetzt in die Uhrenfabrik und verdienen Geld; Vielleicht könnten sie helfen.“ Wir beteten, tatsächlich die beiden Schwestern waren willig mit ihrem kargen Lohn zu helfen; dazu die kleine Rente der Mutter. Weil sie hoch TBC infiziert war, konnte sie nicht arbeiten. Wie im Lager musste unsere Mutter auch in Deutschland immer wieder längere Zeit ins Sanatorium. So waren wir vier Kinder dann immer auf uns alleine gestellt. Die Schwestern entwickelten sich zu liebevollen Müttern. Beide Schwestern waren in der Heimat schon aufs Lyzeum in der Kreisstadt gegangen. Noch nach Jahrzehnten erzählten bei unseren Heimattreffen Gleichaltrige aus unserem Dorf mit welcher Bewunderung sie auf unsere zwei Schwestern schauten, wenn diese am Samstagnachmittag in der Pferdekutsche vom acht Kilometer entfernten Bahnhof ins Dorf zurückkehrten und dann am Sonntagnachmittag wieder zur Bahn fuhren. Jetzt aber, in all unserer Armut mussten sie die schulische Ausbildung und damit ihre Karriere opfern zu unserem aller Wohl. Dieses selbstlose Teilen der Schwestern und die Opfer der Mutter haben viel Segen über uns alle gebracht, und dies bis zum heutigen Tag. Wir Jungens haben unser Ziel erreicht, beide sind Christus treu geblieben und die beiden Großfamilien der Schwestern sind, soweit ich es sehe, in allen Mitgliedern dem dreieinen Gott verbunden geblieben. Für uns alle eine Quelle der Freude und Dankbarkeit. - Am Abend vor meiner Abreise ins Internat der Salvatorianer bemerkte ich wie meine Mutter leise vor sich hin weinte. Da meinte ich: „Mutti, weine nicht. Gott

zeigt mir diesen Weg, nun darf ich ihn gehen.“ – In den folgenden Jahren begannen die Dorfbewohner unserer Familie zu vertrauen. Nicht wenige halfen uns finanziell. Und bei den Steylerern war das Studiengeld nicht so hoch wie sonst wo, denn die guten Missionsbrüder und auch die Lehrer opferten ihr Leben zum Wohl der Gemeinschaft. Alles in allem viel Grund zu beständigem Dank und Lobpreis.



Nach 3 Jahren Flucht und Vertreibung 1947